

Sheryl WuDunn,  
Nicholas D. Kristof:  
Ferner Donner.  
Der neue Aufstieg Asiens,  
Siedler Verlag Berlin 2002,  
414 S. (24,90 €)

Georg Blume, Chikako Yamamoto:  
Modell China.  
Im Reich der Reformen,  
Wagenbachs Taschenbuch 424  
Berlin 2002, 142 S. (9,90 €)

Obwohl kluge Lexika beharrlich darauf verweisen, daß »Asien eher ein geographischer Terminus denn ein homogener Kontinent ist« (Encyclopaedia Britannica), und obwohl sie die Gründe, die diese Feststellung stützen, natürlich bestens kennen (vgl. WuDunn/Kristof: 31), erliegen die »New-York-Times«-Journalisten und Pulitzer-Preisträger Sheryl WuDunn und Nicholas D. Kristof wie so manche Kolleginnen und Kollegen vor ihnen der Versuchung, Asien eben doch zu so etwas wie einem wirtschaftlich und politisch in eins zu bringenden Gebilde zurechtzuschreiben. Es sei »billig«, meinen sie, auf den Argumenten, die gegen eine solche Verfahrensweise sprechen, »herumzureiten« (WuDunn/Kristof: 31) und schieben sie einfach beiseite. Sie tun das mit im Reportagestil verfaßten Erörterungen, die viel Faszinierendes haben: Immer beginnt es mit gut beobachteten und flott beschriebenen Schilderungen von Alltagsbegegnungen, und immer werden dann in ebenso flotter und leicht verständlicher Sprache historisch, ökonomisch und politisch tiefer lotende Überlegungen »aufgesattelt«. Das liest sich packend, birgt eine Menge nützlicher Informationen, vermittelt manchen neuen Zusammenhang – und krankt doch durchgehend daran, daß das Spezifische des jeweils beschriebenen Landes auf Teufel komm raus zum Charakteristikum für ganz Asien gemacht werden soll.

Das Buch von WuDunn und Kristof ist in drei große Abschnitte mit den Überschriften »Der Geist der asiatischen Vergangenheit«, »Asien im Wandel« und »Wolken am Horizont« und in 14 Kapitel gegliedert. Kapitel 1

macht die Stärken und Schwächen des Buches bereits exemplarisch deutlich. Es ist mit »Jagd auf den Hexer« betitelt und zunächst – worauf die Überschrift aber keinen Hinweis gibt – ganz und gar ein Indonesien-Kapitel. Beschrieben werden dramatische Vorgänge in diesem Land zur Zeit der Wirtschaftskrise, die 1997-1999 die Länder Ost- und Südasiens erfaßt hatte und für die WuDunn und Kristof allzu unkritisch die in der westlichen Welt gängige Bezeichnung »asiatische Wirtschaftskrise« übernommen haben – ganz so, als hätten die von den USA dominierten Institutionen Weltbank und Internationaler Währungsfonds so gar nichts mit ihren Ursachen und ihrem Ausbruch zu tun gehabt. Es geht in diesem Kapitel also um Lynchmorde aufgebracht Menschen an als »Hexer« oder »Ninjas« ausgemachten Personen, in denen man in mittelalterlichem Glauben die Schuldigen für das hereingebrochene Elend sieht, und nahezu übergangslos landen die Autoren im Anschluß an die Schilderung dieser Vorgänge bei Sätzen wie: »Die asiatische Wirtschaftskrise war das Beste, was Asien passieren konnte. Von der Bevölkerung forderte sie einen schrecklich hohen Preis, doch andererseits trägt sie zum Abbau der Vetterwirtschaft, des Protektionismus, des staatlichen Interventionismus bei, an denen die asiatische Wirtschaft schwer zu tragen hatte. Die Krise brachte eine politische, soziale und ökonomische Umwälzung in Gang, die noch nicht abgeschlossen ist, doch für Asien letztlich einen so tief greifenden Wandel mit sich bringen wird, wie es der Fall der Berliner Mauer für Europa war« (WuDunn/Kristof: 21). Zum »Beweis« für diese These werden ein paar Japan-Histörchen über Geldverschwendung in Managerrestaurants eingestreut, und weil sie ihrem »Ganz-Asien«-Blick treu bleiben wollen, haben die Autoren noch im selben Kapitel für Südasien Sätze übrig wie diesen: »Politisch und wirtschaftlich ist der indische Subkontinent nach wie vor ein Chaos, aber das könnte sich in den kommenden Jahrzehnten grundlegend ändern, und vielleicht werden wir bald mit derselben Verblüffung vom indischen Potenzial reden wie heute im Zusammenhang mit China« (WuDunn/Kristof: 27). Das ist angesichts der Dimension des »schrecklich hohen Preises« der Wirtschaftskrise, die immerhin darin be-

steht, daß in Asien nach wie vor drei Viertel der fast eine Milliarde hungernden Menschen der Erde leben, alles ein bißchen zu flott, zu gewollt formuliert.

Die Methode des flotten In-Bezug-Setzens von Vorgängen in verschiedenen Ländern wird in den folgenden Kapiteln mit Überschriften wie »Das ›Blut-Baht‹ greift um sich«, »Brutales Streben«, »Scham und Schande«, »Gefangene der Geschichte« oder »Right or wrong, my country!« fortgesetzt. Immer steht Schlüssiges und sorgsam Recherchiertes dicht neben Oberflächlichem, ja geradezu Unbedarftem. Zu den Stärken des Buches gehören ganz gewiß jene Passagen, in denen große historische Spannungsbögen aufgemacht werden – wie etwa bei den Überlegungen zum »riesigen Handelsnetz Asien« im Jahr 2 unserer Zeitrechnung (vgl. WuDunn/Kristof: 43) oder der Kommentierung ökonomischer Kennziffern im Zeitraum von 1700 bis 2000 (vgl. WuDunn/Kristof: 42 und 53). Und warum soll sich der sonst auf die Analyse von Produktionsverhältnissen orientierte Leser nicht auch einmal produktiv herausgefordert fühlen durch einen Gedanken wie diesen: »Der zweite Grund für Asiens großes Scheitern steht in engem Zusammenhang mit der mangelnden Habgier: Er ist in der Selbstgenügsamkeit des Ostens zu suchen, seiner Neigung zur Introspektive, seiner Hingabe an vergangene Ideale und Methoden, seinem Respekt vor der Obrigkeit, seinem Argwohn gegenüber neuen Ideen« (WuDunn/Kristof: 55).

Blöß: Worauf läuft's am Ende alles hinaus? Im 14. Kapitel, das die Überschrift »Verabredung mit dem Schicksal« trägt, entwerfen WuDunn und Kristof Zukunftsbilder einzelner asiatischer Staaten. Es beginnt mit der Fiktion eines chinesischen Sieges im »Basketballfinale der Herren bei den Olympischen Spielen 2040 in Kuala Lumpur« (WuDunn/Kristof: 349) und der daran geknüpften Überlegung, daß »natürlich niemand (weiß), wie die Welt im Jahr 2040 wirklich aussehen wird«. »Schon möglich«, meinen die Autoren, »daß China nie die Goldmedaille gewinnt und Reiburger auch nie der Hit werden. Aber wir sind fest überzeugt, daß Asien in tausenderlei Hinsicht eine immer wichtigere Region werden und den USA als ›Zentrum der Welt‹ nach und nach den Rang ablaufen wird« (WuDunn/Kri-

stof: 350). Die »tausenderlei Hinsicht« wird ein paar Seiten später so konkretisiert: Es werde in Asien eine »glänzende Kombination« von »Flexibilität, Disziplin, sozialer Stabilität, Dynamik und Gier, ... gekoppelt mit dem wachsenden Vertrauen in die Märkte und mit den infolge der asiatischen Wirtschaftskrise verbesserten Finanzsystemen« geben (WuDunn/Kristof: 384) – und: »eine eigene Spielart des amerikanischen Geistes« (WuDunn/Kristof: 385).

Auf einen Mix aus Reportage und Erörterung setzen auch die früher in Tokio, jetzt in Peking lebenden »Zeit«- und »taz«-Korrespondenten Georg Blume und Chikako Yamamoto in ihrem Taschenbuch *Modell China. Im Reich der Reformen*. Zur Einführung in ihren flüssig und unterhaltsam geschriebenen Text haben sie Altbundeskanzler Helmut Schmidt, der über hervorragende persönliche Chinabehauptungen verfügt, für ein Vorwort gewonnen, und der stellt die Frage, mit der die Vorworte deutscher China-Bücher schon immer begannen und die wohl trotz manchen gewichtigen Werkes, einer unübersehbaren Menge an Fernsehbildern und Zeitungstexten und eines gewaltig gewachsenen China-Tourismus auch tatsächlich immer wieder neu mit Nachdruck gestellt werden muß: »Was wissen wir eigentlich über China?«.

Warum aber sollen »wir« eigentlich mehr über China wissen? In den USA gebe es, sagt Schmidt, die These, daß »das Verhältnis zwischen China und den USA ... für die nächste Runde der Weltgeschichte ... die wichtigste Beziehung zwischen zwei Staaten sein« werde (Blume/Yamamoto: 7) Mit dieser Begründung bewegt er sich auf jenem traditionellen Terrain, das vor allem im Aufrufen machtpolitischer Weltkonstellationen besteht. In den zwanziger und dreißiger Jahren hatte es in Deutschland mal die Idee der Schaffung eines »Eurasien«-Blocks gegeben, von der aus für mehr Wissen über China geworben wurde; im Kalten Krieg der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre war es dann das je nach ost- oder westdeutschem Standort mystifizierte sowjetisch-chinesische Verhältnis, das China-Interesse wecken sollte; und in den achtziger und neunziger Jahren bildete sich ein multipolares Weltverständnis heraus, von dem man annahm, daß es China hierzulande interessan-

ter machen müßte. Und auch das zweite Argument, das Schmidt geltend macht, ist eher eines von internationalen Konstellationen denn von Interesse an China um seiner selbst willen: »Wir haben«, sagt Schmidt, »noch nicht wirklich verstanden, daß China im Zuge des freien Welthandels und der Globalisierung von Kommunikation und Technologie bald ein schwergewichtiger Konkurrent werden wird – nicht etwa nur in der Herstellung und Vermarktung billiger Massenfabrikate, sondern ebenso auf den Feldern der Hochtechnologien« (Blume/Yamamoto: 9).

Verstehen »wir« diesen Zusammenhang mit Blumes und Yamamotos Buch besser? Zweifellos – und es ist sogar noch mehr zu verstehen, denn glücklicherweise lassen sich die Autoren nicht auf die »Konkurrenten«-Frage einengen. Die acht Kapitel sind übersichtlich thematisch gegliedert und bieten viel Raum für kenntnisreiche Erörterung originärer chinesischer Entwicklungen: Unter der Überschrift »Die zweite Revolution« werden »Vorstufen eines Rechtsstaats« diskutiert; unter »Großer Sprung ins Netz« geht es um die Modernisierung der Wirtschaft; die Frage »Weltklasse mit Konfuzius?« steht über einer Erörterung der Chancen für eine aus eigener Kraft zu bewältigende »Wissenschaftsrenaissance«; im Kapitel »www.cuijian.com« geht es um »Kultur unter der Decke der Reformen«; die chinesische Jugend ist Gegenstand des Abschnitts »Unterwegs ohne festes Ziel«; Energiepolitik und Umweltbewußtsein werden unter der Überschrift »Die Kosten des Modells« diskutiert; das Kapitel »Vorbild und rotes Tuch« behandelt »die schwierige Annäherung an Taiwan«; und zum Abschluß geht es unter »Schafft ein, zwei, viele Vietnams!« um »Begegnungen mit unbequemen Nachbarn«.

Die Methode von Blume und Yamamoto ähnelt der von WuDunn/Kristof aufs Haar. Am Anfang jeden Kapitels steht Reportage pur: »Punk in Peking: ›Du Arschloch, du Arschloch, du bist nicht mein Baby!‹, faucht eine unverschämte Frauenstimme über das tobende Glatzkopfpublikum der Szene-Bar. Vier zarte Mädchen, keines größer als 1,55 Meter, keines schwerer als fünfundvierzig Kilo, spielen für einen wilden Haufen schwitzender Männer« – so beginnt das Kapitel »Unterwegs ohne festes Ziel« (vgl. Blume/Yamamoto: 75). Und noch

auf derselben Seite werden entschlossen Schlußfolgerungen gezogen: »Pekings Punk-Prinzessinnen tun ganz normal... Ihr ungetrübtes Selbstbewußtsein demonstriert den Aufbruchswillen einer neuen Generation. Im Westen mögen viele die chinesische Jugend noch im kommunistischen Käfig wähen. In China aber fühlt sich die Jugend nach der Jahrhundertwende freier als alle Generationen vor ihr« (Blume/Yamamoto: 75). Und eine Seite weiter: »Mode, Musik und Mätzchen begründen eine neue Lebensweise. Der ›Tanz ums goldene Selbst‹, von dem der deutsche Soziologe Ulrich Beck spricht, hat mit dem neuen Jahrhundert auch in China begonnen. Denn wo ist die Ego-Gesellschaft verlockender als im Land der größten Volksmassen?« (Blume/Yamamoto: 76).

Auch hier (wie bei WuDunn/Kristof) gibt es dieses spannende, aufregende, provokative Nebeneinander von Beobachtung hier und rascher – und darum eben zuweilen auch oberflächlicher – Verallgemeinerung da. Indem sie sich aber auf nur ein Land konzentrieren, gelingt Blume/Yamamoto die Beschreibung rascher und tiefgreifender gesellschaftlicher Veränderungen schlüssiger und glaubwürdiger – auch dann, wenn die Geschwindigkeit dieser Veränderungen manchmal wirklich kaum zu glauben ist. Und sie gehen sorgfältiger mit den Widersprüchen dieser Umbrüche um: »Früher wies der Staat jedem einen Platz in der Gesellschaft zu. Heute drängen jedes Jahr zehn Millionen junger Leute auf den Arbeitsmarkt – ohne zu wissen, wo die Suche sie hinführen wird. ... Schon sprechen inoffizielle Quellen von vierzehn Millionen jugendlichen Arbeitslosen in den Städten. In prekärer Lage befinden sich auch fünfzehn Millionen Wanderarbeiter, die unter fünfundzanzig Jahre alt sind. ... Auf acht Millionen schätzt man heute die Zahl chinesischer Sexarbeiterinnen« (Blume/Yamamoto: 80).

Ein ausgesprochener Gewinn für das Buch ist ein Anhang mit der Aufzeichnung zweier Gesprächsrunden in der Pekinger Wohnung der Autoren. Die erste führte im Dezember 2000 Helmut Schmidt mit drei herausragenden Persönlichkeiten der chinesischen Generation der heute Vierzigjährigen zusammen: mit Jiang Wen, Filmschauspieler und Regisseur, der mit der Hauptrolle in »Das rote Kornfeld« welt-

berühmt geworden ist; mit Zhang Chaoyang, dem »chinesischen Bill Gates«; und mit Chen Zhangliang, Chinas bekanntestem Biogenetiker, der im Alter von 27 Jahren jüngster Professor des Landes war. Das zweite Gespräch vereinte im April 2001 den Philosophen Jürgen Habermas mit dem Rockmusiker Cui Jian, den Schriftstellern Qian Ning und Xu Xing, dem Philosophen Zhou Guoping, dem Marxismus-Professor Shang Dewen und erneut dem Schauspieler Jiang Wen.

Mit »Die Einbeziehung des großen Anderen« ist das Habermas-Gespräch überschrieben, und es gibt dem Buch das, was im unilateralen Reportage- und Erörterungstext der vorangegangenen Texte zwangsläufig zu kurz kommen mußte: den so wichtigen Dialog. Jetzt kommt auch einmal chinesische Ansicht direkt zu Wort, und das hat viel Überraschendes parat. Zum Beispiel, wenn der Schriftsteller Xu Xing zur Habermasschen Auffassung, wonach China »historisches Zentrum war und vielleicht wieder sein wird«, erklärt: »Dann wird Sie China enttäuschen. China ist heute viel radikaler verwestlicht als etwa Japan oder Südkorea. Dort hat man zwar die moderne Wirtschaftsweise des Westens übernommen, aber die eigene Kultur bewahrt. China dagegen hat auch den Kommunismus und die Diktatur des Proletariats vom Westen übernommen. Taoismus, Konfuzianismus und Buddhismus wurden verworfen. Die chinesische Philosophie ist eine ausgestorbene Wissenschaft« (Blume/Yamamoto: 135). Und Jiang Wen stellt mit Verweis darauf, daß weder die Kulturrevolution noch die Hofkultur und Untertanenmentalität der alten chinesischen Gesellschaft der Erinnerung wert seien, die These auf: »Wir leben ... in einer Gesellschaft ohne Nostalgie, die ohne Rückschau auf Entwicklung setzt« (Blume/Yamamoto: 140).

Habermas rundet das Gespräch ab mit der Hoffnung auf eine »pluralistische Welt, in der drei oder vier große Mächte... sich untereinander einigen müssen« und eine gestärkte UNO agiert (Blume/Yamamoto: 141). Der Weg dorthin ist voller Unwägbarkeiten, die eines ganz gewiß nicht vertragen: die schnelle, selbstsichere oder gar missionarische Antwort.

WOLFRAM ADOLPHI

**Stephen Eric Bronner:  
Albert Camus.  
Porträt eines Moralisten,  
Verlag Vorwerk 8 Berlin 2002,  
147 S. (17 €)**

Es gibt viele Biographien und Texte über Albert Camus. Mit dem vorliegenden Band bringt Stephen Eric Bronner, Professor für Politikwissenschaften und Vergleichende Literaturwissenschaften an der Rutgers University, New Jersey, eine außerordentlich bedeutende Saite im Klangspiel des Lebens von Camus zum klingen. Bronner war es wichtig, gerade solche Eigenschaften, Lebensabschnitte und Werke Camus' zu beleuchten, die ihn als zutiefst humanistisch denkenden und handelnden Menschen klarer im Licht der Öffentlichkeit erscheinen lassen.

Die vorliegende Studie zeichnet ein neues Porträt von dem bedeutenden Moralisten des 20. Jahrhunderts, das dennoch seinen ausgeprägten sozialistischen und liberalen Überzeugungen Rechnung trägt. Im engen Zusammenhang erscheinen Kunst und politische Haltung Camus'. Auch seine Einstellung gegenüber den ärmsten Schichten der Bevölkerung, so wird nur zu folgerichtig herausgearbeitet, begründet sich aus seinem eigenen Lebensweg. Er entstammt ärmsten Verhältnissen und kann nur durch die finanzielle Unterstützung seines Onkels studieren und sich zu dem Menschen entwickeln, wie wir ihn kennen. Seine Kindheit hat ihn für das ganze Leben geprägt. Während der Zeit der Nazi-Diktatur arbeitet er unter Pseudonym in der Resistance. In Marokko unter dem Einfluß mehrerer Kulturen und Religionen aufgewachsen, hat Albert Camus niemals Probleme mit dem Fremden, dem Anderen. Oft muß er sich in fremde Umstände neu einfügen. Das ist selbstverständlich für ihn, ja anscheinend Lebenselixier.

Stephen Eric Bronner führt uns auf den Weg, die Relevanz von Camus' Haltung und Ideen für unsere Gegenwart nachzuempfinden. Er unternimmt den Versuch, einen Überblick über seine größten Werke im Verein mit subtilen inhaltlichen und historischen Interpretationen vorzulegen. Bronner interpretiert Texte neu, ebenso seine Weltanschauung

und sein politisches Handeln. Er nimmt Camus' einzigartigen Gebrauch des klassischen Erbes ernst.

Nicht unbesehen akzeptiert Bronner seine standhafte Ablehnung des Existentialismus und betont im Rahmen der Werkinterpretation den Einfluß der Dissertation Camus' auf sein späteres Denken. Die Dissertation befaßt sich hauptsächlich mit der Art und Weise, wie das Christentum allmählich den Hellenismus, die Ideale der alten Griechen, in sich aufnahm. Dies ist insofern von Bedeutung, als rationales Wissen und weltliche Erfahrung, Grundelemente des hellenischen Erbes, scheinbar in krassem Gegensatz zu Offenbarungsglauben und Seelenleben stehen, die jedoch in der christlichen Welt den Mittelpunkt bilden. Bronner arbeitet heraus, daß diese beiden gegensätzlichen Strömungen sich in allen späteren Schriften Camus' widerspiegeln. Als bestimmt von seinem christlichen Gedankengut, das sie zu bekämpfen vorgab, wird seine säkulare Philosophie präsentiert.

*Der Fremde* wird als moderne Variante des Bildungsromans interpretiert, eine neue Sicht auf den Mythos von *Sisyphos* wird herausgearbeitet, *Die Pest* wird als realistische Parabel interpretiert, und *Der Fall* als eine Meditation über Authentizität. Ebenso ist eine Neuinterpretation der postum veröffentlichten Erzählung *Der erste Mensch* zu finden. Das vorliegende Werk überdenkt die philosophische Auslegung in Stücken wie *Caligula* und *Die Gerechten*. Bronner setzt sich ebenfalls mit dem nicht recht eindeutigen Subjektivismus auseinander, der besonders weniger einflußreichen Werken wie *Das Exil* und *Das Reich* zugrunde liegt.

Außerdem bietet der Band eine neue Sicht auf den berühmten Streit zwischen Camus und Jean-Paul Sartre, er stellt Camus' Sicht auf den Algerienkonflikt im neuen Licht dar. Bronner unternimmt eine Neuinterpretation seiner Gedanken zu Revolution und Widerstand, wie sie in *Der Mensch in der Revolte* zum Ausdruck kommen. Diese Studie verwirft auch die oftmals von Kritikern vorgenommene Trennung zwischen Kunst und Politik bei Camus. Bronner ist eher der Meinung, Camus' Schriften entsprechen vielmehr der Einheit von Kunst, Politik und Philosophie. Form und Inhalt sind untrennbar miteinander verwoben. Deutlich macht Bronner seine Meinung:

Camus kämpft gegen den populären Relativismus unserer Zeit. Camus' noble Gesinnung und seine Bereitschaft, sich für die Wiederherstellung der Freiheit einzusetzen, sind ein willkommenes Mittel gegen den zügellosen Zynismus wie auch gegen den postmodernen Destruktivismus, die unter den zeitgenössischen Intellektuellen so verbreitet sind.

Bronner hebt hervor, daß das Besondere an Camus letztlich etwas anderes ausmacht. Er war von einer Aura des Anstands und der Nächstenliebe umgeben. Sein Gefühl für persönliche Verantwortung, seine Klarheit, seine Toleranz und seine Ehrlichkeit hatten etwas Einzigartiges.

Wer meint, dieses Buch reiht sich in die üblichen Texte und Biographien ein, der irrt. Wer sich mit dem literarischen Schaffen Camus' auseinandersetzt und Camus als Sozialisten sowie auf seiten der Revolutionäre kennen lernen möchte, der sollte diesen Band unbedingt zur Hand nehmen, natürlich nicht ohne Kenntnis des schicksalbehafteten Lebensweges Camus'. Im Anhang, einer Chronologie des zurückgelegten Weges Camus' unter dem Aspekt seiner Werke, findet der Leser oder die Leserin genügend Anhaltspunkte. Zahlreiche Anmerkungen, in denen sich Bronner mit bereits vorliegenden Studien über Camus auseinandersetzt, bieten unzählige Literaturhinweise, so daß auch Neueinsteiger und -einsteigerinnen in Leben und Werk Albert Camus' auf ihre Kosten kommen.

SIGRID PFEIFFER

**Bundesvorstand der KPÖ (Hg.):  
Stalin und wir. Stalinismus  
und die Rehabilitierung  
österreichischer Opfer,  
Globus-Verlag Wien 2001, 200 S.**

Wie der Titel nahelegt, sind die österreichischen Kommunisten, die sich hinter dem »Wir« verbergen, durch ihre eigene Geschichte zur Auseinandersetzung mit der Person Stalins aufgefordert – und sie haben diese Aufforderung angenommen. Vor kurzem hat Franz Muhri eine Übersicht seiner langjährigen Auf-

klärungs Bemühungen zum Schicksal der in den dreißiger/vierziger Jahren in der UdSSR verschollenen Österreicher vorgelegt. Kommunisten, aber auch Mitglieder des sozialdemokratischen Schutzbundes, die in der Zeit zwischen 1933 und dem Anschluß Österreichs dem Vordringen des Faschismus handfesten Widerstand entgegengesetzt hatten, waren 1934 in großer Zahl in die UdSSR gekommen. Sie wollten dort Schutz finden und in anderer Form am weiteren Kampf gegen die Nazis teilnehmen. Für viele von ihnen wie für viele deutsche Antifaschisten wurde diese Emigration zur tragischen Falle und letzten Station ihres Lebens. Als ihre Heimat von den Faschisten befreit war, waren sie Opfer des Staates geworden, dem sie ihr Leben anvertraut hatten.

Mancher Vorwende-ND-Leser wird sich noch an Franz Muhri erinnern, denn er war von 1965 bis 1989 Parteivorsitzender der KPÖ. Es ist sicher der Anerkennung wert, daß er sich nach der Ablösung von der Spitze der KPÖ im Herbst 1989 nicht in den Schmollwinkel zurückzog, sondern gerade seine bis dahin schon vorangetriebenen Bemühungen zur Aufklärung des Schicksals österreichischer Stalin-Opfer intensivierte. Den Erfolg dieser Arbeit unterstützten freilich auch die inzwischen in der UdSSR eingetretenen politischen Veränderungen.

Neben der zentralen (freilich immer noch unvollständigen) Liste der Opfer, die über 250 Namen österreichischer Kommunisten und Sozialisten mit biographischen Angaben wiedergibt, enthält der knapp zweihundertseitige Band ein Vorwort des derzeitigen KPÖ-Vorsitzenden Walter Baier, Erläuterungen Muhris über die Phasen der Bemühungen der KPÖ um Aufklärung und Rehabilitierung der Opfer und ausgewählte Dokumente aus dem Briefwechsel mit russischen Stellen.

Interessant ist vor allem, was Baier an Auseinandersetzung mit den politischen Hintergründen der Repressionen und der eigenen Geschichte anbietet. Im Vorwort äußert er seine Überzeugung, »dass ein neuer Kommunismus sich nicht entwickeln kann, wenn die stalinistische Fehlentwicklung ... tabuisiert bleibt« und lehnt jede Aufrechnung etwa gegen die Verbrechen des Faschismus ab. Er beschreibt, wie das vielen in Ostdeutschland wohlbekannte »argumentative Dreieck« aus »immensen Schwie-

rigkeiten«, »Fehlern im einzelnen«, aber: »richtiger Generallinie« auch in der österreichischen KP dazu führte, daß »die Fakten ausgeblendet« wurden. Bis in der 1987 erschienenen parteioffiziellen »Geschichte der KPÖ« die Ereignisse der dreißiger/vierziger Jahre wenigstens in ihren Umrissen beschrieben wurden, mußte der »verschämte« Begriff »Personenkult« mehr verdecken als benennen. Baier gelangt zu der Feststellung: »Auch wenn es wichtig ist, den Stalinismus in seiner mörderisch-terroristischen Phase von anderen Entwicklungsperioden abzuheben, ist doch auch entscheidend anzumerken, dass Grundstrukturen Stalinscher Prägung bis zum Ende des Realsozialismus fortwirkten, mehr noch: wesentlich für dieses Ende verantwortlich sind.« Ein wichtiger Satz, ein Kernsatz für Linke heute, die Zukunft gewinnen wollen.

Der Definitionsversuch Baiers für Stalinismus hinterläßt widersprüchliche Eindrücke. Stalinismus erscheint ihm (in Anlehnung an Hofmann, 1984) ökonomisch als »Verstaatlichung ohne Selbstverwaltung«, als »Beschränkung des Eigentums an den Produktionsmitteln auf eine einzige Form, das Staatseigentum« mit der Tendenz der Ersetzung der Warenproduktion durch den Produktentausch als angeblich höhere Form. Politisch wird das ergänzt durch eine Umfunktionalisierung aller Organisationen in »Transmissionsriemen«, das Informationsmonopol einer Führungsgruppe in der Partei und deren exklusive Kompetenz, politische Ziele zu definieren. Ob aber Stalins Überhöhung der Rolle der Partei, wie Baier meint, mit Lenins Konzept der Partei neuen Typus nur durch die mythische Berufung auf Lenin zu tun hat (S.24), scheint mehr als zweifelhaft.

Sicher wäre es verdienstvoll gewesen, in die Literaturliste auch Arbeiten nicht links stehender Autoren zum Stalinismus aufzunehmen oder die Stalinismus-Debatte anderer linker Parteien über Artikel in »UTOPIE kreativ« hinaus einzubeziehen. So sehr dies vielleicht zu einem tieferen Ansatz in der Stalinismuskritik von Muhri und Baier beigetragen hätte – sie haben einen wichtigen Beitrag geleistet, Verbrechen und Grunddefekte bisheriger kommunistischer Geschichte namhaft zu machen, und so Zukunft zu gewinnen.

STEFFEN KACHEL

**Rudolf Hickel, Frank Strickstock:  
Brauchen wir eine  
andere Wirtschaft?,  
Rowohlt Taschenbuch Verlag  
Berlin 2001, 256 S. (8,90 €)**

Die Herausgeber Rudolf Hickel und Frank Strickstock haben im vorliegenden Band eine Anzahl sehr unterschiedlicher Beiträge zusammengetragen, deren Differenzen sich sowohl im Ansatz als auch in der Qualität zeigen. Diskutiert werden sollen Alternativen zur neo-liberalen Globalisierung und es geht darum, verschiedene – auf Deutschland zugeschnittene – Vorschläge zu machen.

Hickels einführender Text ist einer der besten und zeigt den Wandel im Westen vom Keynesianismus mit staatlicher Verantwortung für Wirtschaft und Beschäftigung zum »Marktmacht-Liberalismus«. Hickel weist darauf hin wie die Arbeitslosigkeit als Machtmittel im Kapitalismus zur Disziplinierung der Arbeiter und Gewerkschaften eingesetzt wird. Lesenswert ist auch seine Analyse, wie die rot-grüne Regierung entgegen ihren Wahlversprechen systematisch eine Steuerpolitik zugunsten der Unternehmen ins Werk setzte und einen »pragmatischen Neoliberalismus« praktizierte. Hickels Vorschläge einer aktiven Finanz- und Geldpolitik sowie einer zielorientierten Reform der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen sind allerdings im Reformdenken verwurzelt, ohne die neoliberale, globale Wirtschaftsordnung als Ganzes in Frage zu stellen.

Ähnlich lauten auch die Forderungen im Beitrag von Gregor Gysi. Er tritt für mehr soziale Regulierung, die Rückholung des Primats der Politik über die Ökonomie, Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit ein und schließt sich damit der Tradition der »alten« Sozialdemokratie der Ära Brandt und Wehner an.

Einige Kapitel des Buches sind vor allem deshalb lohnender Lesestoff, weil sie Analysen des neoliberalen Wahns bieten. Hierzu gehören insbesondere die Beiträge von Karl-Georg Zinn über den Solidaritätsverlust der Gesellschaft im Zuge der Globalisierung, von Jörg Huffschild über die Marktmachtkonzentration und Verflechtung von Großkonzernen, ferner Wilhelm

Hankels Beitrag zu den Gefahren für den Sozialstaat durch globalisierte Finanzmärkte sowie eine kapitalgetriebene europäische Integration, Hermann Scheers Plädoyer für den »Vorrang für Selbstbestimmung und Umwelterhaltung« als Gegenpol zur »Ressourcenwirtschaft«, die seit der Kolonisierung und der industriellen Revolution die Grundlage für die heutige Globalisierung bildet sowie schließlich der Aufsatz von Jean Ziegler über die »Wächter der Nacht«, in dem er feststellt, daß eine Wirtschaftsordnung entstanden ist, die den Kollektivinteressen der Mehrheit entgegensteht.

Andere Beiträge des Buches sind dagegen schwach, langweilig oder oberflächlich – beispielsweise der Text von Friedrich Schorlemmer (»Erst das Sein, dann das Bewusstsein?«), Lothar Späths biederes »Wirtschaften aus der Mitte«, Dirk Kurbjuweits »Auf dem Weg zur »Ich-AG« und Jean Claude Junckers »Europa braucht Regeln«. Letzterer ist nichts weiter als eine Ansammlung typischer Politikerfloskeln. Diese Beiträge tragen weder zur Analyse der gegenwärtigen Globalisierung noch zur Entwicklung von Alternativen irgend etwas bei.

So ist denn das Buch tatsächlich eine Mischung aus verschiedenen Ansätzen und Verständnissen. Aus mehreren Beiträgen tritt deutlich hervor, daß das Primat der konzerngetriebenen Globalisierung gebrochen werden muß durch eine neue Politik, die Regeln setzt und die Interessen der Mehrheit über die Interessen des Shareholder-Value-Kapitalismus setzt. Auch wenn die meisten Vorschläge der Autoren im Reformdenken verwurzelt sind, so bieten sie doch interessante Ansatzpunkte für die Diskussion einer anderen Wirtschaft – und einer anderen Politik. Unnötigerweise wurden zu viele schwache Beiträge ins Buch aufgenommen und Herausgeber und Verlag hätten sich hier einiges Papier sparen können. Schade auch, daß es im Buch keinen Beitrag zur Nord-Süd-Kluft gibt, obwohl sich gerade hier der Imperialismus der neoliberalen Globalisierung, zum Beispiel in Form der höchst ungleichen Ressourcenverteilung, besonders deutlich zeigt.

Alles in allem ist Hickels und Strickstocks Buch trotz dieser Schwachpunkte durchaus lesenswert.

HERBERT JAUCH

**Marcel Boldorf:**  
**Sozialfürsorge in der SBZ/DDR**  
 1945-1953. Ursachen, Ausmaß und  
 Bewältigung der Nachkriegsarmut,  
 Franz Steiner Verlag Stuttgart 1998,  
 254 S. (44,00 €)

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Besetzung Ostdeutschlands durch die Rote Armee ergab sich für die aus dem Moskauer Exil zurückkehrenden Kommunisten die Möglichkeit, Wirtschaft und Gesellschaft nach eigenen Vorstellungen und in enger Absprache mit der sowjetischen Besatzungsmacht umzugestalten. Dies galt auch für das System sozialer Sicherheit. Innerhalb der ersten beiden Nachkriegsjahre wurden somit in der SBZ entscheidende Weichenstellungen etwa für die Neuordnung der Sozialversicherung vollzogen, zunächst nur auf Landesebene, schließlich auf zonaler Ebene. Einen anderen Teilbereich des sozialen Netzes untersucht der Autor mit seiner vorliegenden Dissertation, die bei Prof. Christoph Buchheim in Mannheim entstanden ist: die Sozialfürsorge. Er geht unter anderem der Frage nach, ob sich in der SBZ/DDR unter marxistischen Vorzeichen eine Alternative zu den tradierten Fürsorgekonzepten entwickelt hat und kommt zu dem Ergebnis, daß die Fürsorgepolitik in Ostdeutschland fest in den Traditionen der deutschen Fürsorgegeschichte stand. Boldorf konstatiert, daß die Sozialfürsorge der »Arbeitsmarkt«-Politik untergeordnet war. Im Vordergrund stand auch hier für die Staats- und Parteiführung die Mobilisierung und weitestgehende Ausschöpfung des Arbeitskräftereservoirs.

Die Studie ist in drei Großkapitel untergliedert. Im ersten und umfangreichsten Teil untersucht der Autor ausführlich Armut als »Massenphänomen« der ersten Nachkriegsjahre. Die sozialen Folgekosten des Zweiten Weltkrieges waren in allen Besatzungszonen enorm hoch und mußten nahezu zwangsläufig zu einer Ausweitung der Fürsorgeempfänger führen. Hieran hatten besonders die Flüchtlinge und Vertriebenen, in der SBZ euphemistisch als »Umsiedler« bezeichnet, einen erheblichen Anteil. Ihr Anteil an der Bevölkerung betrug in einigen Regionen, vor allem

Mecklenburg-Vorpommern, bis zu 46 Prozent. Durchschnittlich jeder vierte Bewohner der SBZ war vertrieben worden oder hatte aufgrund der Kriegsergebnisse seinen Wohnsitz aufgeben müssen. Die Arbeitsverwaltung, die nach Kriegsende personell zum Teil neu besetzt wurde, stand vor gewaltigen Aufgaben. Ihr Bestreben war es, die »Umsiedler« so schnell wie möglich in den Arbeitsprozeß einzugliedern. Somit sollte die Zahl der Fürsorgeempfänger rasch wieder gesenkt werden. Dieses Wechselverhältnis wird vom Autor detailliert nachgezeichnet. Anschließend untersucht Boldorf den Lebensstandard der Bevölkerung in der SBZ und die Ernährungspolitik der ostdeutschen Verwaltungen. Ein größerer Abschnitt dieses Kapitels widmet sich der materiellen Lage der Unterstützungsempfänger. Der Autor zeichnet dabei unter anderem den Entstehungsprozeß der Richtsätze sowie die Debatte über die Abgrenzung der Fürsorgesätze von den Niedriglöhnen nach. Ein kurzer abschließender Teil über die Entstehung der Sonderfürsorgebereiche (Gruppenfürsorge, Fürsorge für die Verfolgten des NS-Regimes, Schwerbeschädigtenfürsorge) rundet dieses Kapitel ab. Dabei wird deutlich, daß die verantwortlichen ostdeutschen Sozialpolitiker frühzeitig versuchten, auch diesen Bereich des Systems sozialer Sicherheit in die allgemeine »Arbeitsmarkt«-Politik mit einzubinden. Daß dies zum Teil gelang, zeigen die sinkenden Zahlen der Fürsorgeunterstützten. Daß dies aber auch mit Schwierigkeiten verbunden war, zeigt Boldorf am Beispiel der Schwerbeschädigtenfürsorge. Die unzureichende Versorgung mit orthopädischen Materialien und der innerbetriebliche Produktionsablauf erschwerten eine reibungslose Übernahme von Behinderten zum Teil erheblich.

Im zweiten Kapitel untersucht der Autor organisationsgeschichtliche Aspekte der Fürsorgepolitik. Im Mittelpunkt stehen dabei der Neuaufbau der Ämter für Arbeit und Sozialfürsorge, in deren Zuständigkeitsbereich auch die Sozialfürsorge lag, sowie die Entwicklung der ehrenamtlichen Außenfürsorge. Boldorf geht der Frage von Kontinuität und Diskontinuität nach und gelangt zu dem Ergebnis, daß der Behördenaufbau nach den Vorgaben des »demokratischen Zentralismus« erfolgt sei. Diese Politik war jedoch nicht langfristig vor-

herbestimmt, sondern Resultat einer Entwicklung, in der die verantwortlichen Stellen im SED-Parteiapparat und in der staatlichen Verwaltung zunächst unterschiedliche Positionen eingenommen hatten und erst zu einer gemeinsamen Linie finden mußten. Langfristig gesehen, bedeutete die Zentralisierung der Verwaltung einen Bruch mit der bisherigen Fürsorgepolitik vor 1945. Interessanterweise wurde diese Politik zumindest partiell revidiert, da den kommunalen Gebietskörperschaften einzelne Kompetenzen wieder zugewiesen wurden: So etwa mit der Errichtung der Beratungsausschüsse auf Landes- und Kreisebene, die ab Herbst 1947 über »grundsätzliche Fragen der Sozialfürsorge entscheiden« sollten. Nach Einschätzung Boldorfs blieb aber deren Einfluß auf die Fürsorgepolitik vergleichsweise gering. Mit dem Aufbau einer ehrenamtlichen Außenfürsorge knüpfte man in der SBZ/DDR dagegen an Traditionslinien an, die bis in die Weimarer Republik beziehungsweise sogar bis ins Kaiserreich zurückreichten. Diese Bezüge werden von Boldorf bei der Darstellung von der Zusammensetzung und Tätigkeit der Sozialkommissionen detailliert herausgearbeitet. Als weitere Stütze des Systems sozialer Sicherheit wird von ihm außerdem Aufbau und Entwicklung der Volkssolidarität untersucht – einer Massenorganisation, welche das vor 1945 weitverzweigte Netz der freien Wohlfahrtspflege ersetzen sollte.

Das abschließende Kapitel beschäftigt sich mit der Stellung der Fürsorge in der beginnenden Planwirtschaft und beleuchtet die Entwicklung bis 1953. Das Ministerium für Arbeit und Gesundheitswesen versuchte, die Gesamtzahl der Fürsorgeempfänger weiter zu reduzieren und einen Großteil in den Produktionsprozeß zu integrieren. Dahinter stand das Ziel, die Sozialausgaben zu senken und die Zahl der Beschäftigten zu erhöhen. Man ging davon aus, daß mit den erwarteten und eingeplanten wirtschaftlichen Erfolgen einzelne Zweige des sozialen Netzes automatisch überflüssig würden. Boldorf kann nachweisen, daß diese ideologisch beeinflusste Sichtweise in keiner Weise mit den bestehenden Möglichkeiten korrespondierte.

Insgesamt gesehen wird die Neugestaltung der Sozialfürsorge in der SBZ/DDR von Bol-

dorf kenntnisreich und differenziert analysiert. Er hat die für sein Thema zentralen Aktenbestände im Bundesarchiv Potsdam und der Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR ausgewertet. Die Studie beleuchtet also einen wichtigen Bestandteil des ostdeutschen Sozialsystems und vermag mit ihren Ergebnissen mancher Legendenbildung entgegenzusteuern.

DIERK HOFFMANN

Hans Peter Krebs, Harald Rein (Hg.):  
Existenzgeld. Kontroversen  
und Positionen,  
Westfälisches Dampfboot Münster  
2000, 256 S. (17,40 €)

Es gibt sie also doch noch, die konkreten Utopien! Wenn auch nicht in den Programmen linker Parteien, so doch wenigstens als politischer Anspruch linker Bewegungen. Die seit den achtziger Jahren immer wieder erhobene Forderung nach einem *Existenzgeld* ist eine solche antikapitalistisch-emanzipatorische Utopie links-radikaler Provenienz, die dem reformerischen Konsens-Konzept der etablierten linken Parteien und Gewerkschaften bewußt entgegengestellt wird. Das Wesen dieses Konzepts besteht in der »Entkopplung von Lohnarbeit und Existenzsicherung« (S. 51). Das heißt, jedem soll eine menschenwürdige Existenz gesichert werden – unabhängig von seiner Teilnahme am Arbeitsprozeß. »Wir fordern ein Existenzgeld für alle Menschen«, so ein Aufruf der Erwerbslosen-Initiative, »eine existenzielle Absicherung für alle durch ein Einkommen, das dem gesellschaftlichen Reichtum angemessen ist, unabhängig von Nationalität, Geschlecht und Familienstand und ohne den Zwang zur Arbeit« (S. 122). Es versteht sich von selbst, daß die Verwirklichung eines solchen Konzepts unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen unmöglich ist. Aber nicht nur die kapitalistischen Verhältnisse verhindern seine Realisierung, auch die viel weiter zu fassenden Bedingungen einer auf Arbeit gegründeten Gesellschaft ließen dies nicht zu. Insofern handelt es sich in der Tat um eine (kommunistische) *Utopie*,

welche sich von herkömmlichen sozialpolitischen Mindestsicherungskonzepten und Reformvorschlägen grundlegend unterscheidet.

Indem die Autoren das Problem dann aber als ein *Verteilungsproblem* behandeln, gewinnt das Projekt an Konkretheit und Aktualität. Utopisch aber bleibt es dennoch, denn die Verteilungsverhältnisse lassen sich nun einmal nicht ohne eine zuvor vollzogene Revolutionierung der Produktionsverhältnisse umgestalten. So soll das Existenzgeld jedem Bürger seine Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum sichern, und zwar ohne Bedürftigkeitsprüfung und Arbeitspflicht. Sozialhilfe, Arbeitslosenhilfe, Erziehungsgeld und andere Zahlungen des Staates würden durch das Existenzgeld ersetzt werden. Einkommen aus Renten, Pensionen und Arbeitslosengeld würden entsprechend eingebunden. Das Existenzgeld wäre somit ein »Instrument der gerechten Verteilung des Reichtums und der Abschaffung der Armut« (S. 138). Das praktische Problem der Einführung des Existenzgeldes ist natürlich die Frage seiner Finanzierung. Hier offenbart sich die politische Stoßrichtung des Konzepts, aber auch seine ganze Fragwürdigkeit. So formulieren die Autoren: »Die soziale Frage ist für uns die Frage nach dem gesellschaftlichen Reichtum und nach dessen Verteilung... ›Geld ist genug da« (S. 145 f). Auf den folgenden Seiten wird ein Finanzierungskonzept vorgeschlagen, das, wie nicht anders zu erwarten, voll auf eine Umverteilung des vorhandenen Reichtums und auf die Umschichtung der bisherigen Einkommen abstellt: In der Hauptsache geht es dabei um eine 50prozentige Abgabe auf alle Erwerbs-, Unternehmer- und Vermögenseinkommen sowie um die Umschichtung aller bisherigen Sozialtransfers. Zwei Drittel der Bevölkerung hätten dadurch Einkommensvorteile, ein Drittel würde signifikant schlechter gestellt werden. Damit erscheint das Konzept in den Augen seiner Schöpfer als grundsätzlich realisierbar. Der Haken ist bloß, daß das dadurch benachteiligte Drittel an den Schaltstellen der Macht sitzt und mitnichten bereit sein wird, dieses Konzept umzusetzen. So wird es wohl eine Utopie bleiben, das Existenzgeld-Konzept, auch wenn es noch so schön ausformuliert und politisch wie ethisch begründet ist.